

UNSERE HEIMATKOLUMNE

Erinnern Sie sich auch noch an Ihr Lieblingskuscheltier? Ansehnlich war es irgendwann nicht mehr, sondern ganz abgegriffen und sicher nicht mehr blütenweiß. Ein unverzichtbarer Tröster bei aufgeschlagenen Knien oder als Einschlafhilfe im Bettchen. Egal, ob der geliebte Teddybär oder das Puppenkind ein Loch im Kopf oder nur noch ein Auge hatte.

Unter meinem weiß-blauen Himmel



Carolin Reiber schreibt anlässlich des „Weltknuddeltages“ über den Wert von Umarmungen

Die nächste Kolumne erscheint am 3. Februar 2018

kann man auch gedanklich jemanden „knuddeln“, indem man an ihn denkt. „Ein Umarmung ist ein ideales Geschenk“, so der Autor Hugo Ball, „die Größe passt jedem, und niemand hat etwas dagegen, wenn man sie weitergibt.“ Wunderbar auch das nepalesische Sprichwort: „Wer den Feind umarmt, macht ihn bewegungslos.“ So gar Hildegarde von Bingen wusste es: „Jede Kreatur hat einen Urtrieb nach liebevoller Umarmung.“ Vor allem Astrid Lindgrén warb für Kuscheln: „Man kann in Kinder nichts einprügeln, aber vieles herausstreichen.“

Zärtliche Zuwendung, in der Generation unserer Großmütter ging man sparsam damit um, „ich kann mich nicht erinnern, dass mich meine Mutter jemals in den Arm genommen hätte“, sagte kürzlich eine Freundin. Respekt vor den Eltern ging auch immer mit körperlicher Distanz einher. An herzliche Umarmun-

gen zwischen Vater und Sohn war schon gar nicht zu denken. Eine alte Bäuerin hat ihre eigene Erklärung für die Kindheit ohne liebevolle Berührungen: „Nach schwerer körperlicher Arbeit fehlte den Menschen früher einfach die Kraft für gegenseitige Zuwendung!“ Zum Glück hat sich das geändert. Vor allem die junge Generation küsst sich durchs Leben. Rechts und links bei jeder Begrüßung.

Umarmungen auf der Straße, früher undenkbar – heute schon ein normales Ritual. Ob es wirklich immer eine „Herzensangelegenheit“ ist, steht auf einem anderen Blatt... Dass der „Weltknuddeltag“ auch kuriose Auswirkungen hat – wen wundert’s? In Madison im Staat Wisconsin witterte ein Unternehmer das große Geschäft: Er eröffnete ein offizielles Kuschelhaus.

Einfach mal in den Arm genommen werden, mit der Welt in Kontakt treten. Allerdings gegen Rechnung. Professionelle „Kuschler“ müssen ein langes Trainingsprogramm absolvieren, um fachkundig fremde Menschen in den Arm nehmen zu dürfen. Kuschelpartys und Massenumarmungen, damit können wir uns gewiss nicht anfreunden. Genauso befremdlich ist es natürlich auch, Menschen in New York zu sehen, die auf einem großen umgeschnallten Schild darum bitten: „Give me a hug“, umarme mich.

Aber am 21. Januar mal wieder daran zu denken, den Fokus auf mehr Zuneigung zu legen, sich Zeit für ein Gespräch zu nehmen, einen Gast – im wahrsten Sinne des Wortes – mit offenen Armen zu empfangen – das ist doch eine richtig gute Idee.

In diesem Sinn – herzlich Ihre Carolin

MEIN DORF: RINDING

Ein Ort mit langer Vergangenheit

Jede Woche beantwortet ein Oberbayrer Fragen rund um seine Heimat. Konrad Baumann, 78, ist in Rinding geboren, war Landwirt und Milchfahrer und lebt gerne in dem kleinen Dorf (Ortsteil von Ebersberg).

■ Warum heißt Rinding Rinding?

Der Name geht auf den Ortsadeligen Adalram von Rimideo zurück. Er gründete unser Dorf vor über 1000 Jahren, so belegen es urkundliche Erwähnungen.

■ Woher wissen Sie denn so etwas?

Wir waren 2008 zusammengekommen und haben überlegt, wie alt Rinding wohl ist. Und da ist uns die Idee gekommen, die Geschichte vom Ort zusammenzutragen. Zum 1000-jährigen Bestehen von Rinding haben wir 2010 eine 137-seitige Chronik erstellt und ein großes Fest gefeiert.

■ Wie viele Rindinger haben bei den Feierlichkeiten mitgemacht?

Das ganze Dorf. Sechs Leute haben die geschichtlichen Daten zusammengetragen, mit dem Historiker Bernhard Schäfer. Bei den Vorbereitungen fürs Jubiläum waren alle dabei. Wir haben eine Kapelle renoviert, weil wir dort den Festgottesdienst feiern wollten. Leider war das Wetter so schlecht, dass wir ein Zelt aufstellen mussten. Aber es war ein wunderschönes Fest und seitdem haben wir jedes Jahr ein Dorffest. Seit dem Jubiläum haben wir eine noch bessere Dorfgemeinschaft.

■ Gibt’s in Rinding auch Zuegezogene?

Ja natürlich, bis aus Franken. Als ich jung war, gab es 14 Anwesen, jedes mit Landwirtschaft. Heute gibt es 27 Häu-



Stolz auf sein Dorf: Konrad Baumann aus Rinding mit der Chronik zum 1000-jährigen Ortsjubiläum. FOTO: STEFAN ROSSMANN

ser und 133 Einwohner. Aber nur noch zwei Landwirte im Vollerwerb.

■ Fühlen sich die Zuegezogenen wohl?

Ich glaube schon. Die kommen zwar in Rinding, aber arbeiten etwas anderes. Wir haben sechs Enkelkinder und zwei Urenkel. Unser Enkelsohn Peter, 20, macht grad die Landwirtschaftsschule in Rosenheim. Mich würde es freuen, wenn er mal weitermacht. Aber es ist schwierig in der heutigen Zeit.

■ Sie hatten früher auch eine Landwirtschaft?

Ja, ich habe den Hof von meinen Eltern übernommen. Aber ein kleiner Milchbetrieb lohnt sich kaum noch. Wir haben vier Kinder, ich bin früher hauptberuflich Milchwagen gefahren und habe die

Landwirtschaft im Nebenerwerb betrieben. Heute ist sie verpackt.

■ Ihre Kinder wollten nicht übernehmen?

Nein. Drei von ihnen wohnen zwar in Rinding, aber arbeiten etwas anderes. Wir haben sechs Enkelkinder und zwei Urenkel. Unser Enkelsohn Peter, 20, macht grad die Landwirtschaftsschule in Rosenheim. Mich würde es freuen, wenn er mal weitermacht. Aber es ist schwierig in der heutigen Zeit.

Interview: Aglaja Adam

Wollen Sie mitmachen?

Weil auch Sie Ihr Dorf vorstellen möchten, schreiben Sie uns an blickpunkt@merkur.de oder an Münchner Merkur, Im Blickpunkt, Paul-Heyse-Straße 2-4, 80336 München

Birgit Lutz, 43, aus Schliersee ist viermal nach Ostgrönland gereist. In ihrem neuesten Buch „Heute gehen wir Wale fangen...“ erzählt sie von der Geschichte und Kultur des Landes fern aller Klischees und Postkartenidyllen.

VON EVA CASPER

Als Jugendliche, sagt Birgit Lutz, habe sie mal bei einer Kampagne gegen Robbenjagd unterschrieben, nebenbei beim Einkaufen in der Fußgängerzone. Sie dachte sich: Robben jagen, das ist etwas Schlechtes. Etwa 30 Jahre später stellt die Schlierseerin (Kreis Miesbach) auf einem Boot vor der grönländischen Küste und schaut zu, wie ein Inuit-Jäger einer Robbe mit einem Stock auf den Kopf schlägt – immer wieder, bis sie sich nicht mehr rührt. Es gibt ein Video davon, die erste Robbenjagd, an der sie teilgenommen hat. „Das kann ich mir nicht anschauen“, sagt die 43-Jährige. Trotzdem sei es eine wichtige Erfahrung gewesen – eine von vielen, die sie während ihrer Grönlandreise sammelte und die ihr „ein zweites Leben geschenkt hat“.

Birgit Lutz ist nicht dafür oder dagegen. Sie steht dazwischen.

Die Geschichte, die Lutz erzählt, ist ein bisschen wie der Film „Der mit dem Wolf tanzt“ über einen amerikanischen Offizier, der von einem Stamm Ureinwohner aufgenommen wird und schließlich auf deren Seite gegen „die Weißen“ kämpft. Nur dass es hier nicht um die Ureinwohner Amerikas geht, sondern um die Inuit. Und nicht um die weiten Steppen der USA, sondern die Eislandschaft Ostgrönlands. Und dass zwar auch viele Menschen sterben, aber nicht durch einen Krieg. Lutz hat auch nicht die Seiten gewechselt. Sie hat eine Position, wie sie heute wenige Leute einnehmen: nicht dafür oder dagegen, sondern dazwischen.

Lutz ist in den vergangenen Jahren viermal nach Grönland gereist. Im Mai 2013 durchquerte sie mit zwei Freunden die Insel von der West- zur Ostküste. Am Ende dieser Reise landeten sie in dem kleinen Dorf Tasilaq, das Lutz sofort faszinierte. Nicht, weil es so schön ist – ganz im Gegenteil. Isortoq war das Gegenteil von den bunten Häusern, die man aus den Werbeprospekten für Grönland kennt: nackt, brutal, verfallen. Sie hatte nur einen kurzen Aufenthalt in dem Ort, dann flog sie zurück in ihre Welt, nach München, wo sie als Journalistin arbeitet, und schrieb ein Buch über ihre Grönlanddurchquerung. Doch das Bild von Isortoq ging ihr nicht mehr aus dem Kopf, sagt sie. „Später erkannte ich, dass ich eigentlich etwas richtig Blödes gemacht habe. Ich bin über Grönland drübermarschiert, wie so viele, und erzähle dann nur von meiner Heldentat, die gar keine Heldentat war.“ Und mit keinem Wort erwähnt sie die Moderne, der von Dänemark dort leben müssen und die die eigentlichen Helden sind. „Ich habe mich gefühlt, als hätte ich Grönland benutzt. Als meine Spielfläche.“

Im September 2015 flog Lutz wieder nach Ostgrönland, diesmal will sie länger bleiben, einen ganzen Monat. Es werden schließlich drei Jahre, verteilt über zwei Jahre. Lutz bereist die Ostküste des

Landes, spricht mit den Einheimischen, von denen manche als Kinder noch in Erdhäusern gelebt haben, „wie in der Steinzeit“, sagt Lutz. Mit Politikern, die versuchen, das Land in die Moderne zu führen. Mit Jägern, die damit nichts anfangen können. Die stark genug sind, einen Eisbären zu erlegen, aber nicht stark

Wie macht man Hoffnung, wo keine Hoffnung ist?

genug, um in einer Gesellschaft wie der unsrigen zu überleben. Lehrer, die voller Hoffnung sind und doch nicht wissen, wie sie ihren Schülern Hoffnung machen sollen. An einem Ort, an dem es keine Arbeit gibt und das Leben, wie sie es von ihren Eltern kann-

ten, keine Zukunft hat. Um die Misere Ostgrönlands zu verstehen, muss man in der Geschichte zurückschauen. Während der Westen vor etwa 300 Jahren missioniert wurde, kamen erst 1884 die ersten Europäer im schwer zugänglichen Osten an. Seit 1921 gehört Grönland zu Dänemark, erst seit 1979 darf es sich selbst verwalten und hat ein eigenes Parlament. Der Sprung in die Moderne, der von Dänemark verordnet wurde, kam im Osten noch viel später an als im Westen. Die Menschen dort hatten weniger Zeit, sich daran zu gewöhnen, dass sie nun in einer Welt leben, in der man mit Geld bezahlen muss. Und um Geld zu verdienen, muss man arbeiten oder ein Geschäft aufmachen. „Erklären Sie mal einem Ostgrönländer, der noch nicht

mal Dänisch kann, geschweige denn Englisch, dass er ein Geschäft aufmachen soll und eine Steuererklärung machen muss“, sagt Lutz. Sie hat es bei ihrer Ankunft im September in dem Ort Tasilaq gesehen: Es war ein Tag, an dem gerade die Sozialhilfe ausgezahlt wurde und viele der Einwohner betrunken durchs Dorf torkelten. Und an den Friedhöfen kann man es auch sehen: Grönland hat eine der höchsten Suizidraten der Welt. Mag das moderne Leben zu den Grönländern kommen, sie selbst sehen für sich keine Zukunft in diesem Leben.

Dass das heute so ist, daran seien auch wir Europäer schuld, sagt Lutz. In den 1970er- und 80er-Jahren starteten Tierschutzorganisationen wie Greenpeace erstmals ihre Kampagnen gegen die

Robbenjagd. Die Bilder von Robbenbabys längst verboten ist.“ Kanada verhängte 1987 ein entsprechendes Gesetz. Lutz sagt, sie wolle nicht missionieren. Nicht sagen: Das ist falsch und so macht man es richtig. „Jeder soll sich selbst eine Meinung bilden.“ Für manche ist aber selbst das zu viel. Auf Facebook habe sie schon Anfeindungen von militanten Tierschützern bekommen, sagt Lutz. Das war auch ein Grund, warum sie das Buch geschrieben hat: Um unserer Debatte Kultur etwas entgegenzusetzen. „Dieser Schwarz-Weiß-Malerei. Man ist immer nur für etwas oder dagegen, aber immer mit Vollgas“. Aber eine Lösung finden, die allen gerecht wird, sei viel schwieriger, sagt Lutz. Eine Lösung für die Robben, die Wale und die Inuit – damit alle leben können.

Die Menschen verurteilen die Jagd der Inuit.

Robbenbabys gejagt haben, sagt Lutz. Das gab es vor allem in Kanada. Doch die Menschen unterschieden nicht zwischen kommerzieller Felljagd und der traditionellen Jagd der Inuit. „Das ist auch heute noch so. Diese Kampagnen laufen immer



Die Bayerin im Eis: Birgit Lutz lebt in Schliersee, aber Grönland zieht sie immer wieder in seinen Bann – nicht nur durch seine eisige Schönheit.

FOTOS: MARIO CAPATO, PRIVAT

DAS GSTANZL DER WOCHE

Juche!ßa, juche!ß!
Weil mas Lebn jetz no ham!
Seid’s lustig, mia kemma
so jung nimma zam.

Haben Sie ein Lieblingsstanzl?

Dann schicken Sie es uns zu. Per E-Mail an blickpunkt@merkur.de. Oder per Post.

BAYERN UND SEINE GESCHICHTEN

Künstler im Fels

Der Ausnahme-Kletterer Hans Dülfer starb mit nur 23 im 1. Weltkrieg

Es war ein warmer und sonniger Tag Ende Juli 1914 mitten in den Dolomiten. Luis Trenker, damals lediglich als lokaler Bergführer bekannt, sollte eigentlich eine Tour zusammen mit einem Herrn Doktor führen, doch sein Gast aus Wien war durch die Zeitungsmeldungen der letzten Tage ein wenig beunruhigt und hatte keine rechte Lust zum Klettern. Also ging Trenker zurück zur Regensburger Hütte, nahe seines Heimatdorfes St. Ulrich in Gröden. Dort traf er unverhofft auf einen jungen Deutschen, der ihm, obwohl sich die beiden vorher noch nie begegnet waren, wohl bekannt war: Hans Dülfer. Der Rheinländer gehörte damals zu den besten Kletterern seiner Zeit oder, wie Luis Trenker später in seinem autobiografischen Roman „Sperrfort Rocca Alta“ schrieb, „er ist mehr als ein Kletterer, er ist der Künstler im Fels, er vermag das Unmögliche“.

Umso erfreulicher für Trenker, dass Dülfer ihn einlud, zusammen mit ihm die Furchetta-Nordwand, die bis dato unbezungen war, zu besteigen. Also begaben sich die beiden Männer am nächsten Morgen um 1 Uhr auf den Weg. Etliche Bergführer hatten bisher an der 850 Meter steilen Wand in der Geislergruppe aufgeben müssen, galt sie damals doch als Inbegriff der Extremkletterei, die mit dem VI und teilweise VII Grad bewertet wurde. Die beiden Männer begannen trotzdem hoch motiviert den Aufstieg. Bald häuften sich die Schwierigkeiten auch für Dülfer und Trenker. Das Gestein war morsch, Halte oder Tritte nur schwer zu finden. Eine Tour mit ungewissem Ausgang.

Ehe hier das Ende verraten wird, ein kurzer Abstecher zur Vita des jung verstorbenen Klettergenies Dülfer, der heute nur Experten etwas sagen wird. Geboren wurde er vor 125 Jahren als Johannes Emil Dülfer am 23. Mai 1892 im rheinischen Barmen, heute ein Stadtteil von Wuppertal, als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns. Durch seinen Vater lernte er als Jungenderliche die Alpen kennen und bestieg erste Gipfel. Die Bergtouren intensivierte sich, als die junge Hans 1911 zum Studium nach München zog. Obwohl musikalisch begabt, musste er auf Anweisung des Vaters zunächst Medizin, Jura und Philosophie studieren. Erst später konnte er ein Musikstudium beginnen, als der Vater dem Drängen seines Sohnes schließlich nachgab. Wann immer es die Zeit zuließ, war Hans Dülfer in den Bergen unterwegs. Vor



Hans Dülfer (l.) mit einem Bergkameraden bei einer Gipfelrast auf den Ruchenköpfen im Mangfalltal.

FOTO AUS: BERGHEIL ALPENVEREIN UND BERGSTEIGER 1918-1945, HRS, VOM DT. ALPENVEREIN

allem der Wilde Kaiser und die Dolomiten hatten es ihm angetan. Es versteht sich dabei von selbst, dass der junge Mann nicht nur Mitglied in der Alpenvereinssektion Dortmund, sondern auch in der Akademischen Sektion München und der Sektion Bayerland war, um dort mit Gleichgesinnten zusammenzutreffen.

In erstaunlich kurzer Zeit perfektionierte der Rheinländer sein Können. Er, der als Jugendlicher noch vom Sportunterricht wegen seiner schwächlichen Statur suspendiert wurde, kletterte nun Felsen im V. und VI. Grad empor. Dem Sportkletterer gelang bald eindrucksvolle Gipfelsiege, wie etwa die Erstbegehung der Fleischbank-Ostwand (1912) oder, von vielen später als sein Meisterstück beschrieben, die Erstbesteigung der „Totenkirchl-Westwand“ (1913), beide im Wilden Kaiser gelegen. Auch in den Dolomiten eroberte er die Berge, so zum Beispiel bei der erstmaligen Besteigung der Westwand der Großen Zinne.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam Dülfer so auf 50 Erstbegehungen und gehörte damit zu den besten Kletterern seiner Zeit. Zugleich brachte der junge Mann die Klettertechnik mit dem von ihm ausgedachten schießen Abseilen (Seilquergänge) und dem sogenannten Dülfer-Stütz (eine Abseiltechnik) richtungsweisend voran. Spätere Bergsteigerkonen

wie Emilio Comici sahen daher in Hans Dülfer einen „Bahnbrecher und Verfechter der modernen Technik“. Reinhold Messner beschrieb sein Klettern gar als „Tanz in der Senkrechten“.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete sich Hans Dülfer als Kriegsfreiwilliger in München zu den Waffen und kam Anfang Dezember 1914 zum Rekrutendepot des II. Ersatz-Bataillons des 20. bayerischen Infanterie-Regiments „Prinz Franz“ nach Lindau. Dort versah er eine ganze Zeit lang seinen Dienst, bis er Mitte März 1915 zur 2. Kompanie seiner Einheit an die Westfront bei Arras geschickt wurde. Am Nachmittag des 16. Juni 1915, gegen 17 Uhr, fiel Hans Dülfer mit nur 23 Jahren in der Schlacht bei Arras-La Basse, als ihn ein Granatsplitter tödlich am Hals verwundete. Man begrub ihn vor Ort auf einem kleinen Friedhof. Später wurde er in ein Kameradengrab auf dem Soldatenfriedhof in Neuville-St.Vaast umgebettet, wo er noch heute ruht.

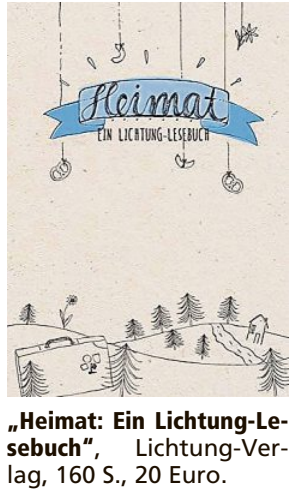
Übrigens, das Duo Dülfer-Trenker scheiterte ebenfalls an der Furchetta-Nordwand, als beide nach 17-stündiger Kletterei kaum vorangekommen waren und sie ein Unwetter zur Umkehr zwang. Nur mit Mühe entkamen beide dem Tod. Erst 1925 sollte eine Münchner Seilschaft die unbezwingbare Wand überwinden. IMMANUEL VOIGT

BAYERISCHE SEITEN

Heimat neu entdecken

Was Heimat ist, lässt sich nicht so einfach sagen. Nicht nur für jede Generation, sondern für jeden Menschen bedeutet sie etwas anderes: die Familie, einen geografischen Ort, eine schöne Erinnerung, ein vertrautes Gefühl oder einen schmerzlichen Wunsch. In der Geschichtssammlung „Heimat – Ein Lichtung-Lesebuch“ haben 26 Autoren aus Oberbayern, Niederbayern und der Oberpfalz Versuche, den vielschichtigen Be-

griff in Worte zu fassen. Herausgekommen sind Kurzgeschichten, Gedichte, Romane, Auszüge und ein Dramentext, die zeigen, wie sich das Verständnis von Heimat in der Zeit vom Zweiten Weltkrieg bis ins 21. Jahrhundert verändert hat. Und sie öffnen dem Leser auch etwas die Augen, aber doch so speziell ist – irgendwo zwischen grübelig und global. mh



„Heimat: Ein Lichtung-Lesebuch“, Lichtung-Verlag, 160 S., 20 Euro.



Jäger Emmanuel aus Sermiiligaag zieht einen Fisch an Land.



Birgit Lutz unterwegs auf dem Eismeer.



Das Dorf Tasilaq ist mit 2093 Einwohnern der größte Ort im östlichen Grönland.



Handarbeit: Ein Inuit-Jäger nimmt einen Fisch aus.